Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 52 (1972-1973)
Heft: 11

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Buch

NEUERSCHEINUNGEN ZUR KRIEGSWISSENSCHAFT

Die tiefgreifenden Wandlungen, die in unserer Zeit im Denken um Armee, Krieg, Verteidigung und internationale Sicherheit vor sich gehen, werden besonders deutlich im Schrifttum über diese Fragen. Diese Erscheinung äussert sich nach verschiedenen Richtungen. Sie zeigt sich einmal in einer auffallenden Abkehr der modernen kriegswissenschaftlichen Literatur vom konventionell Militärischen. Die moderne Auffassung vom Krieg als einem in alle Bereiche staatlicher Tätigkeit eingreifenden Vorgang – er kommt in der Idee der Gesamtverteidigung zum Ausdruck – hat das alte Denken vom Krieg als eines Kampfes zwischen feindlichen Armeen verdrängt. Moderne Konflikte sind Auseinandersetzungen zwischen Nationen oder Nationengruppen, die sich gegen die gesamten Kraftquellen des Gegners richten und neben den eigentlichen militärischen Kräften auch alle übrigen Grundlagen der staatlichen Existenz, der Bevölkerungssicherung, der Wirtschaft, der Finanzen, des Verkehrs und schliesslich des Selbstbehauptungswillens und der Durchhaltebereitschaft des gegnerischen Volkes zum Angriffsziel haben.

Der als «totaler Krieg» gekennzeichnete moderne Krieg findet zwar auch heute noch im Kampf der Armee seinen wesentlichen Ausdruck; aber dieser ist nicht mehr allein entscheidend – massgebend ist die Gesamtheit der geistigen, wirtschaftlichen und militärischen Abwehrkräfte einer vom Krieg betroffenen Nation. Damit wird der Kreis der hergebrachten «Militärwissenschaften» bedeutend erweitert. Das konventionelle militärische Wissen, mit den Hauptgebieten der Kriegsgeschichte, der Strategie, Operationslehre und Taktik, der Waffen- und Schiesskunde, der Logistik und der allgemeinen Militärpolitik ist nur noch ein Teilgebiet der Wissenschaft um den modernen Krieg, das freilich auch heute noch seinen Platz hat, das aber gleichzeitig neben einer Vielfalt neuer Wissensgebiete um den Krieg steht. Die moderne Kriegswissenschaft ist über das Militärische hinausgewachsen und umschliesst eine Vielfalt von weiteren Bereichen. Es gibt kaum einen Aspekt menschlicher Tätigkeit, der davon nicht betroffen würde.

Darin liegt eine weitere Erkenntnis, die sich aus dem heutigen Schrifttum über Krieg und Kriegführung ergibt: es ist nicht mehr auf die «Spezialisten vom Fach» beschränkt, sondern richtet sich an alle Menschen, die an den grossen Problemen der Zeit Anteil nehmen. Der Leserkreis ist stark verändert und vor allem ausserordentlich erweitert worden. Kriegswissenschaft ist nicht mehr nur Fachwissen der Militärs, sie geht die Nationen an. Moderne Bücher zum Krieg sind darum nach Inhalt und Sprache Allgemeinliteratur geworden, die ohne Fachwissen gelesen werden können.

Damit hängt die ausserordentliche Vielfalt der laufend erscheinenden Lite-

ratur zusammen. Neben der stofflichen Vielgestalt, die sich aus dem umfassenden Charakter des modernen Kriegs ergibt, steht auch ein umfangmässig reiches Angebot an Büchern aller Art. Diese zeigen das Bemühen unserer friedlosen, unruhigen und unsicheren Generation nach Einsicht und Klarheit über die Dinge. Die Grauen, die mit einem möglichen Krieg der Zukunft drohen, sind derart schrecklich, dass es heute ein vordringliches Anliegen aller Denkenden sein muss, einen Ausweg aus dem Dilemma zu finden. In unserer Zeit verängstigter Unsicherheit ist das Streben deutlich, festen Boden unter den Füssen zu bekommen. Es äussert sich in einer betonten Zielrichtung des heutigen Schrifttums. Bestimmte Themenkreise, wie jene der Sicherheit und der Sicherheitspolitik, der Friedenserforschung und -erhaltung, der Erforschung des menschlichen Verhaltens und der menschlichen Aggression stehen deutlich im Vordergrund.

Neben diesen Bestrebungen, deren dominierendes Ziel die Friedensbewahrung und die Kriegsverhinderung als einzig möglicher Ausweg aus dem Grauen eines drohenden Atomkriegs sind, hat die eigentliche Militärtechnik nur noch geringen Platz. Selbst bei den spezifisch militärischen Arbeiten beginnen sich heute Annäherungen an das Sicherheits- und Friedensthema abzuzeichnen. Das zeigt sich bereits in den grossen historischen Kriegsdarstellungen, in denen das rein militärtechnische Element immer deutlicher in den Hintergrund tritt, während die grossen inneren Zusammenhänge zwischen Krieg und Politik immer mehr Beachtung finden. Militärtechnische Betrachtungen stehen heute betonter als früher unter dem Gesichtspunkt der Glaubwürdigkeit der militärischen Anstrengungen als einer entscheidenden Voraussetzung der Verhinderung des Krieges.

Sicher liegt in dieser «neuen» Literatur viel Ermutigendes, das für die Zukunft Bedeutendes verspricht. Darin liegen Ansätze zu einem neuen Denken, das vom Krieg als einziger und zwingender letzter Alternative des Verkehrs unter Völkern – der Fortführung der Politik mit anderen Mitteln – wegführen und zu neuen Möglichkeiten des Zusammenlebens der Nationen und zur Lösung ihrer Konflikte vordringen möchte. Wenn es gelingt, solchen Erkenntnissen überall auf der Welt zum Durchbruch zu verhelfen, wenn Generationen von Menschen sich daran gewöhnen, den Krieg aus ihrem Denken zu verdrängen, kann dies vielleicht einer der Schritte zum grossen Frieden sein. Dass aber auf diesem Weg auch Fallstricke liegen und dass hier die Gefahr droht, dass die Kriegsangst, vornehmlich des westlichen Menschen, missbraucht wird, um damit politische Zwecke zu erreichen, die mit dem Friedensziel nichts oder nur wenig gemeinsam haben, dies können und dürfen wir nicht übersehen – so wenig wie die Tatsache, dass aus dem Wunschdenken und dem Streben nach der Verwirklichung utopischer Ziele, wie sie unsichern Zeiten stets eigen sind, Auffassungen erwachsen können, die nicht den Realitäten entsprechen.

Kriegshistorie

Unter den grossen kriegshistorischen Werken stehen zwei englische Neuerscheinungen im Vordergrund. Ein Prachtsband nach Ausstattung und

Umfang ist die «Weltgeschichte der Schlachten und Kriegszüge», die einer der Erfolgreichen des Zweiten Weltkriegs, der britische Feldmarschall *Montgomery*, gemeinsam mit einem Forscherteam junger Historiker herausgegeben hat[1]. Den Hauptanteil des Buchs hat zweifellos das Historiker-Kollektiv geleistet; Montgomery hat dazu eine Reihe von Ergänzungen und persönlichen Betrachtungen sowie ein Einleitungs- und Schlusskapitel beigesteuert. In ihnen spricht der unbestrittene Fachmann und Kenner der Kriegsvorgänge, dessen Beiträge anregend, wenn auch nicht frei sind von Einseitigkeiten und bisweilen allzu deutlich das Selbstbewusstsein erkennen lassen, an dem es Montgomery nicht fehlt. Sein Bestreben, die eigene Leistung zu unterstreichen und sich selbst gleichrangig neben die ganz Grossen der Kriegsgeschichte zu stellen, zeigt sich da und dort allzu stark. Auch ist Montgomerys Urteil über Feldherren der andern Seite (Hindenburg, Joffre, Foch u. a.) oft hart und nicht immer objektiv, während britische Armeeführer (Haig, French u. a.) unverständliche Schonung finden. Die Gesamtdarstellung weist die einseitige Ausrichtung auf die britischen Quellen auf, wie sie der englischen Geschichtsforschung, aus vornehmlich sprachlichen Gründen, oft eigen ist; das Literaturverzeichnis nennt denn auch fast ausschliesslich englischsprachige Titel. Eindrücklich ist dagegen die Darstellung der orientalischen Kriegsgeschichte, die seit jeher ein besonderes Forschungsgebiet der Engländer war.

Die weitgespannte kriegsgeschichtliche Schilderung hält sich vor allem an die festen Tatsachen. Dabei ist eine übersichtliche und geschlossene Gesamtschau des Krieges entstanden, die allerdings in der geistigen Erfassung des Phänomens «Krieg» nicht allzu tief schürft. Die Geistesgeschichte des Krieges wird nur am Rand berührt; Montgomery ist ehrlich genug, zuzugeben, dass er Clausewitz nie nahegekommen sei. Auch die bedeutenden französischen Autoren der vornapoleonischen Zeit sind ihm fremd. Besonderes Interesse verdienen dagegen die in den Text eingestreuten und in einem Sonderkapitel zusammengefassten Ausführungen über Geschehnisse des Zweiten Weltkriegs, die dank der stark subjektiven Betrachtungsweise und der Kenntnisse des Verfassers anregend wirken, wenn sie auch, wegen des stark persönlichen Standpunkts, noch nicht in allen Teilen als «Geschichte» im eigentlichen Sinn gelten können. Die Angaben über die Schweiz sind im allgemeinen zutreffend, in Einzelheiten allerdings teilweise ungenau. – Der Band ist mit zahlreichen, höchst illustrativen Bildern hervorragend ausgestattet.

Der Vorwurf der einseitigen Ausrichtung auf die angelsächsischen Quellen kann auch einem weiteren englischen Standardwerk nicht ganz erspart werden, das den Altmeister der englischen Militärwissenschaftler, *Liddell Hart*, zum Verfasser hat und eine vollständige Darstellung des Zweiten Weltkriegs gibt[2]. Der im Jahr 1970 verstorbene Liddell Hart zählt zweifellos zu den bedeutendsten Theoretikern des modernen Krieges, der erheblichen Einfluss auf den Gang der Ereignisse, insbesondere in seiner britischen Heimat, genommen hat (ob und wieweit sich dieser Einfluss für England immer zum Vorteil ausgewirkt hat, wäre einer eingehenden Untersuchung wert!). Über den Zweiten Weltkrieg hat Hart nach Kriegsende vielbeachtete Untersuchun-

gen veröffentlicht, die sich im wesentlichen auf Befragungen massgebender deutscher Generäle stützten und damit «the other side of the hill» aufzeigten. Daneben war Hart, dank seiner persönlichen Beziehungen zu höchsten britischen Armeestellen, auch hervorragend über die Vorgänge im eigenen Lager orientiert, an denen er oft beissende Kritik übte.

Leider ist Liddell Hart in der vorliegenden Gesamtdarstellung des Zweiten Weltkriegs kaum wesentlich über seine ersten Erkenntnisse hinausgelangt. Insbesondere hat der Verfasser die Ergebnisse der intensiven deutschen und russischen Forschungen, die erst einige Zeit nach dem Krieg voll einsetzten, nur zum kleinen Teil erfasst. Dazu kommt eine deutliche Einseitigkeit der Darstellung im Blick auf die britische Kriegsbeteiligung. Diese erfährt auch umfangmässig eine starke Überbewertung. So beispielsweise mit einer unverhältnismässig breiten Darstellung des Krieges in Afrika, während anderseits der Feldzug in Russland eindeutig zu knapp behandelt wird: Insbesondere die grundlegend neuen, vor allem russischen Forschungen über die geschichtlich höchst wichtigen, schweren Krisenmonate Juni bis August 1941 im Osten werden nicht ausgewertet. Damit wird die Weltkriegsgeschichte Liddell Harts eher zu einer Geschichte der Angelsachsen im Zweiten Weltkrieg.

Die Schweiz im Zweiten Weltkrieg

Aus schweizerischer Sicht darf auf eine neue Untersuchung über ein Sonderproblem des Durchhaltens unseres Landes im Zweiten Weltkrieg: den bedeutsamen Komplex der geistigen Landesverteidigung, hingewiesen werden. Die Studie von *Oskar F. Fritschi*[3], die sich einem bereits recht umfangreichen Schrifttum über die Stellung unseres Landes im letzten Krieg anfügt, ist ein erneutes Beispiel für die auffallende Tatsache, dass das Bestehen der Schweiz im Weltkrieg 1939–1945 unverhältnismässig besser erforscht ist als die 25 Jahre weiter zurückliegende Zeit des Weltkriegs 1914–1918. Fritschis Arbeit ist eine seinerzeit der Universität Zürich eingereichte Dissertation, die bereits 1965 abgeschlossen und seither nicht nachgeführt worden ist – sie hat somit die späteren Forschungen, insbesondere die grundlegende Darstellung von Edgar Bonjour, nicht berücksichtigt.

Der Untertitel von Fritschis Untersuchung lautet: «Der Beitrag der Schweizer Armee zur Aufrechterhaltung des Durchhaltewillens». Damit wird das Thema eingeengt auf die Bemühungen der Armee um den geistigen Widerstand der Truppe, insbesondere gegenüber den Anmassungen des Dritten Reichs. Die sich vornehmlich im zivilen Kreis abspielenden Anstrengungen dieser Art – etwa die Pressepolitik oder die zivile Kriegswirtschaft – werden nicht näher behandelt. Auch sieht der Verfasser seine Aufgabe weniger darin, die von der Armee unmittelbar, das heisst zielgerichtet auf die Erfüllung der Aufgaben der geistigen Landesverteidigung gerichteten Anstrengungen abzuklären. Ihm geht es vor allem darum, die allgemeine militärische Führungstätigkeit im Zweiten Weltkrieg auf ihre mehr mittelbaren Auswirkungen auf die geistige Landesverteidigung darzustellen. Das eigens zu diesen Zwecken geschaffene Instrument von «Heer und Haus» findet deshalb bei ihm eine re-

lativ kurze Würdigung. Dagegen untersucht er die allgemein militärischen Anordnungen unter dem Gesichtspunkt ihrer geistigen Konsequenzen näher. So vor allem die operativen Entschlüsse des Armeekommandos, wobei insbesondere der Reduitentschluss und seine Auswirkungen eingehend erörtert werden.

Die Untersuchung von Fritschi ist somit eher eine kurzgefasste Gesamtdarstellung der Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg – freilich betrachtet unter den besonderen Gesichtspunkten der geistigen Haltung, vor allem der Armee. Seine Arbeit ist eine interessante, gut geschriebene Abrundung der bereits vorliegenden Darstellungen.

Im Umkreis der europäischen Sicherheitskonferenz

Eine Gruppe von Veröffentlichungen der jüngsten Zeit beschäftigt sich mit den Problemen der europäischen Sicherheit, die angesichts der derzeitigen weltpolitischen Verhältnisse, aber auch mit Rücksicht auf die Pläne zu einer europäischen Sicherheitskonferenz von besonderer Aktualität sind.

Die entscheidende Frage, die der Engländer *Robert Hunter* in diesem Zusammenhang erörtert[4], dreht sich darum, ob es möglich wäre, die heute einer friedlichen Zusammenarbeit im Weg stehenden Machtblöcke der NATO und des Warschauer Pakts durch eine institutionalisierte europäische Friedensordnung zu ersetzen. Seine Untersuchung der europäischen Sicherheitspolitik seit Kriegsende führt Hunter zur Ansicht, dass auf beiden Seiten grosse Missverständnisse herrschten, die zu einer unnötigen Verhärtung der Beziehungen zwischen Ost und West geführt haben. Die Jahre dauernde europäische Spannung hält er für sachlich unbegründet, da sie auf einer falschen Einschätzung des Ostens seitens des Westens beruhte, und zwar sowohl des Kräftepotentials als auch der politischen Absichten. Daraus entstand ein unberechtigtes Gefühl der Unsicherheit und des Bedrohtseins, auf welches beide Seiten mit dem Kalten Krieg und der Schaffung der grossen Militärallianzen reagierten. Die beiden Machtblöcke haben, als sie einmal bestanden, eine Art von Eigengesetzlichkeit entwickelt, die sich nach vornehmlich militärischen Kriterien auswirkte. Der Rüstungswettlauf, der in keinem Verhältnis zur tatsächlichen Bedrohung stand, und der Vorrang des militärstrategischen Denkens standen allen Entspannungsbemühungen hindernd im Weg. Einzig Frankreich hat nach Auffassung des Verfassers die Lage erkannt und eine realistische Politik betrieben.

Hunter ist im Blick auf die Zukunft optimistisch. Der nach seiner Auffassung schon immer überschätzten Bedrohung sind in unseren Tagen neue Entspannungserscheinungen gefolgt. Diese Lage muss zu weiteren konstruktiven Schritten ausgenützt werden, die vor allem in einem Truppenabbau und der Verständigung über Rüstungsbeschränkungen liegen dürften. Als Ziel schwebt Hunter ein abgerüstetes Europa vor, dessen Sicherheit von den Supermächten garantiert wird. Bis eine fest institutionalisierte europäische Friedensordnung erreicht ist, müssen sowohl die NATO als auch der Warschaupakt aufrechterhalten bleiben, obgleich sie überholte Formen der Konfrontation sind.

Die vom Engländer Robert Hunter entwickelten, stark idealistischen Theo-

rien einer europäischen Sicherheitspolitik sind als Beitrag und als Dokument für künftige Bemühungen auf diesem Gebiet sicher wertvoll. Gegenüber seiner reichlich optimistischen Beurteilung der europäischen Bedrohungslage, die entscheidenden Komponenten der Machtpolitik der heutigen Grossmächte zu wenig Rechnung trägt, sind jedoch Vorbehalte geboten.

Von wesentlich anderen Voraussetzungen als Hunter geht eine Untersuchung über die «Westeuropäische Verteidigungskooperation» aus, die *Carl Carstens* und *Dieter Mahncke* herausgegeben haben[5]. Zwar liegt das letzte Ziel dieser Sammlung von Aufsätzen, denen Bundesminister Schmidt ein konzentriertes Vorwort voranstellt, ebenfalls in der Erhöhung der Sicherheit Europas. Aber der Weg, der dazu eingeschlagen werden soll, ist derjenige einer engeren Zusammenarbeit der europäischen Staaten im eigentlichen Verteidigungsbereich. Diese Kooperation soll möglichst intensiviert werden, im Bestreben, zu einem Verteidigungsstand zu gelangen, der stark genug ist, um einen potentiellen Angreifer von seiner Aggression abzuschrecken und damit den Frieden zu bewahren.

Die einzelnen Beiträge des Sammelbandes geben eine umfassende Bestandesaufnahme des heute bereits verwirklichten westlichen Zusammengehens und suchen nach Mitteln und Wegen, um den westeuropäischen Beitrag zur atlantischen Verteidigung noch zu verbessern und wirkungsvoller zu gestalten. Ausgangspunkt ist dabei die Erkenntnis, dass militärische Verteidigungsanstrengungen für die Erhaltung der freiheitlichen Existenz Westeuropas unerlässlich sind. Je besser Verteidigungspolitik, Ausbildung, Rüstung und Befehlsstruktur der einzelnen Staaten integriert sind, um so besser können die gemeinsamen Ziele erreicht werden.

Die verschiedenen Aufsätze gelangen, gesamthaft gesehen, in den einzelnen Teilgebieten der europäischen Verteidigung und damit über die Zukunft der NATO zu auffallend optimistischen Ergebnissen. Die Verfasser halten die heutige NATO für stärker, als sie es noch vor wenigen Jahren war – was in den einzelnen Untersuchungen sachkundig belegt wird. Diese vermitteln eine aufschlussreiche und gut dokumentierte Auslegeordnung der westlichen Wehrpolitik, insbesondere ihrer militärischen Konzepte, der Kräftestruktur, der Ausbildung, der Führungs- und Einsatzgrundsätze, der Logistik, der Rüstung der einzelnen Staaten sowie ihrer Zusammenarbeit in den verschiedenen Bereichen. Wo dies notwendig und möglich ist, werden Vorschläge für einen Ausbau und eine Intensivierung der Arbeiten und Massnahmen gemacht. – Die neutrale Schweiz wird von dieser Übersicht über die militärischen Verhältnisse im organisierten Westen richtigerweise nicht berührt.

Weniger optimistisch wird die Frage nach dem heutigen Sinn der NATO in der kleinen Schrift von *Gerhart Schlott* beurteilt[6]. Seine Studie geht von den Gegebenheiten aus, die im Jahr 1949 zur Gründung des Nordatlantischen Bündnisses geführt haben und untersucht die politischen und militärischen Veränderungen, die seither eingetreten sind. Diese Wandlungen, insbesondere die Entwicklungen, die das deutsche Problem erfahren hat, werfen die Frage auf, ob die NATO heute noch ihre Berechtigung habe. Die mit wesentlichen Materialien über die abgelaufenen 25

Jahre ausgestattete, kritische Analyse kommt zum Schluss, dass zwar die NATO bisher ihren Sicherheitsfunktionen gerecht geworden sei, dass aber andere Erwartungen, die von deutscher Seite an sie gestellt wurden, insbesondere die Souveränität und die Wiedervereinigung, bisher nicht erfüllt wurden. Für die Zukunft bestehe keine Gewähr dafür, dass allein das mit der NATO und dem Warschauer Pakt geschaffene strategische Gleichgewicht in Europa den dritten Weltkrieg zu verhindern vermöge. Auch die Weiterentwicklung der strategischen Abschreckungswaffen gewährleiste den Frieden nicht. Die militärischen Blöcke müssten deshalb allmählich von einem kollektiven Sicherheitssystem in Europa abgelöst werden. Um die gefährliche Übergangsphase der Entspannung und des schrittweisen Aufbaus der Zusammenarbeit zu sichern, sei allerdings eine revidierte NATO weiterhin nötig. Der Ausbau der Friedensforschung, über deren Grundzüge und Bedeutung *Hans-Joachim Winkler* im Anhang der Schrift eine lesenswerte Übersicht gibt, solle, als Alternative der Friedenssicherung, dazu beitragen, die Krise des militärischen Blockdenkens zu überwinden.

Nukleare Abrüstung und Atomstrategie

Dass die Probleme des Krieges mit Nuklearwaffen und der Überwindung der atomaren Drohung in der heutigen militärischen Literatur einen bedeutenden Platz einnehmen, ist aus der Natur der Dinge verständlich. Eine wertvolle, für das Verständnis der vielschichtigen Probleme der atomaren Abrüstung dienliche Darstellung gibt *Rainer Waterkamp*, der ihre Geschichte, ihre Begriffe und ihre entscheidenden Probleme klärt [7]. Die Aufgabe, die sich die Arbeit gestellt hat, liegt in der sachlichen Information über die Eigenheiten der atomaren Abrüstung, die gegenüber der konventionellen Abrüstung grundlegend neue Dimensionen geschaffen hat. So werden anhand der bisherigen Entwicklung Sinn und Wesen der verschiedenen Stufen der Abrüstung geschildert und deren besonderen Probleme und Auswirkungen erörtert. Der Wert der Schrift liegt vor allem in der Klärung der wesentlichen Begriffe, die von der bisherigen Publizistik teilweise arg strapaziert worden sind.

Einen besonderen Teilaspekt der Atomstrategie behandelt *Dieter Mahncke* mit seiner Untersuchung über den nuklearen Anteil, der Westdeutschland innerhalb der atlantischen Verteidigung zukommt [8]. Die nukleare Mitwirkung der BRD im Rahmen der NATO ist eine der bestimmenden Fragen der westdeutschen Aussenpolitik; die Beziehungen Westdeutschlands zu seinen wichtigsten Verbündeten wie auch zum östlichen Gegenspieler wurden entscheidend von dieser Frage beeinflusst. Mahncke schildert die Entwicklung des Problems der deutschen Mitwirkung unter den verschiedenen Regierungen, die von einer anfänglich zurückhaltenden Skepsis in der Verzichtphase der Jahre nach 1954 zu einem deutlichen Streben nach Teilhaberschaft führte. Nach einem ersten Einlenken der Amerikaner anlässlich der Athener NATO-Konferenz von 1962 stand im Jahr 1964 eine deutsche Mitwirkung in Griffnähe; ihr folgte dann aber das Scheitern der MLF und schliesslich die Gründung der nuklearen Planungsgruppe der NATO (NPG), die heute der

Bundesrepublik weitreichende Möglichkeiten der Realisierung ihrer nuklearpolitischen Ziele gewährt.

Mahnckes Darstellung ist vor allem entwicklungsgeschichtlich von Interesse. Sie bietet eine wohldokumentierte Übersicht über die wechselvolle Haltung der Bundesrepublik und ihrer Verbündeten unter den verschiedenen Regierungen in dieser wichtigen Verteidigungs- und Sicherheitsfrage und darüber hinaus über die Bedeutung der Kernwaffen für die Verteidigung Westeuropas. Für eine gemeinsame westeuropäische Nuklearwaffenpolitik, welche die nukleare Abschreckung als glaubwürdig gesichert erscheinen lässt, ist die entscheidende Voraussetzung der politischen Einigung Europas noch lange nicht erfüllt. Über den endgültigen deutschen Beitrag wird erst in diesem Rahmen entschieden werden können.

Wider den amerikanischen Militarismus

Im Gefolge des Vietnamkriegs hat in Amerika die Kritik an der militärischen Tätigkeit und an dem da und dort in den USA erkennbaren Vorrang des militärischen über das bürgerliche Denken eingesetzt. Diese Auseinandersetzung mit dem amerikanischen Militarismus ist zuerst von der zivilen Seite aufgenommen worden; später hat sie auch in Armeekreisen Anhänger gefunden, was ihr erhöhtes Gewicht verlieh – soweit es sich nicht nur um Vorwürfe von Armeeangehörigen handelte, die sich in ihren persönlichen Rechten verletzt fühlten. Zu den ernst zu nehmenden Kritiken am militärischen System der USA gehört das Buch des amerikanischen Obersten *James A. Donovan*, Herausgeber des «Journal of the Armed Forces», welcher nach dreissigjähriger Tätigkeit als Berufsoffizier seiner Besorgnis über die Entwicklung in seiner Heimat Ausdruck gibt[9]. Die Schilderung Donovans, deren deutschsprachige Ausgabe von einem verständnisvollen Vorwort des deutschen Generals Graf Baudissin eingeleitet wird, ist eine heftige Anklagerede gegen den überhandnehmenden Einfluss des militärischen Establishments und seiner zivilen und militärischen Spitzen auf das öffentliche Leben in den Vereinigten Staaten. Sie geisselt den amerikanischen «Militarismus» – dieser weicht in mancher Hinsicht vom klassischen kontinentaleuropäischen Militarismus ab – aufgrund der aggressiv-militärischen Einstellung der heutigen amerikanischen Nation, schildert den erstaunlichen Einfluss ihrer grossen Veteranenorganisationen und der Rüstungsindustrie, umschreibt die beherrschende Stellung einer militaristisch denkenden Führungsspitze, um sich dann eingehend mit den Auswirkungen des Vietnamkriegs auseinanderzusetzen. Donovans Schrift ist mutig und aufrüttelnd, auch wenn sie der Gefahr gewisser Übertreibungen und der simplifizierenden Schwarz-weiss-Zeichnung nicht ganz entgangen ist, die tendenzgerichteten Darstellungen dieser Art häufig eigen ist.

Ansätze zu einer Theorie der Aggression

Der jüngste Zweig des Bemühens um die geistige Erfassung der Phänomene von Krieg und Frieden, die Konflikts- und Friedensforschung (Polemologie), hat in den letzten Jahren einen ausser-

ordentlichen Aufschwung erlebt, der sich nicht zuletzt in einer bisher nie erlebten Vielfalt von Veröffentlichungen verschiedenster Art äussert. Man darf diese Tatsache nicht einfach als «Modeerscheinung» abtun. Vielmehr ist sie ein Ausdruck des Strebens unserer Generation, von der schwer lastenden atomaren Bedrohung befreit zu werden und einen Weg zu einem Leben ohne Angst in Frieden und Sicherheit zu finden. Viele erblicken in der wissenschaftlichen Erforschung der tieferen Wurzeln des Krieges ein letztes Mittel, um der drohenden Gefahr zu entrinnen.

Ein Teilgebiet dieses neuen Forschungszweigs ist die Lehre von der menschlichen Aggressivität, in welcher eine der Ursachen aller Kriege liegt. Eine stark beachtete, wenn auch nicht unbestrittene Untersuchung über diesen Gegenstand hat der seit Jahren in Amerika wirkende, in Wien gebürtige Psychoanalytiker *Friedrich Hacker* unlängst vorgelegt[10]. Hacker, der sich mit seinem Psychogramm des Mordfalles Sharon Tate, das zur Ermittlung der Täter mit beitrug, einen Namen gemacht hat, stellt auf eine sehr weit gefasste Definition der Aggression ab. Diese bezeichnet er als eine dem Menschen innewohnende Disposition und Energie, die sich ursprünglich in Aktivität und später in den verschiedensten individuellen und kollektiven, sozial gelernten und sozial vermittelten Formen von Selbstbehauptung bis zur Grausamkeit ausdrückt. Gewalt ist dagegen nicht mit Aggression identisch; sie wird von Hacker als die offene, manifeste, meist physische Ausdrucksform von Aggression geschildert.

An Hand einer eindrucksvollen Vielfalt von Beispielen und Anwendungsbereichen untersucht Hacker die Auswirkungen der Aggression und ihre praktische Bedeutung. Den Krieg umschreibt er als den von einer höheren Einheit beschlossenen und verkündeten Zustand, der die Anwendung offener Gewalt oder jeder anderen Art von Aggression gegen einen bestimmten, nationalen, dynastischen oder religiösen Feind sanktioniert. Seine Untersuchung – in deren Verlauf auch der Tell-Mythos, in einer freilich sehr konventionellen Gestalt, analysiert wird – führt den Verfasser zum Schluss, dass die Aggression weder an sich böse und destruktiv, noch in ihren gegenwärtigen Erscheinungsformen unvermeidlich und naturnotwendig sei. Da sie sowohl nützlichen als unnützen, guten als schlechten, rationalen als irrationalen Zwecken dienen kann, gelte es, die Unterscheidungskriterien, die nicht gegeben sind und auch nicht feststehen, zu erforschen und wissenschaftlich zu entwikkeln.

Die Untersuchungen von Hacker sind originell und geistvoll. Wenn ihn auch seine Lust und seine hohe Fähigkeit zu schreiben mitunter zu Längen, zu (bisweilen abweichenden) Wiederholungen und zu gewissen Simplifikationen verleitet, ist seine Darstellung doch höchst anregend. Allerdings werden darin klar gesetzte Definitionen verschiedentlich durch sehr ausgedehnte Beispiele, Exkurse und Dialoge (mit Lorenz, Menninger, Marcuse) wieder verwischt. Seine Untersuchung ist darum eher eine brillante allgemeine Auseinandersetzung mit dem weitschichtigen Problemkreis der Aggression als ein festgefügtes Lehrgebäude oder eine in sich geschlossene Aggressionstheorie. Diese fehlt heute noch.

Hans Rudolf Kurz

[1] Feldmarschall Montgomery of Alamein, Kriegsgeschichte, Verlag Bernard & Graefe, Frankfurt a. M. 1972. – [2] Liddell Hart, Geschichte des Zweiten Weltkriegs, 2 Bände, Econ-Verlag, Düsseldorf-Wien 1972. – [3] Oskar F. Fritschi, Geistige Landesverteidigung während des Zweiten Weltkriegs, Verlag Stocker-Schmid, Dietikon 1972. – [4] Robert Hunter, Sicherheit für Europa, Benziger-Verlag, Zürich-Köln 1971. – [5] Carl Carstens, Dieter Mahncke (Hrsg.), Westeuropäische Verteidigungskooperation, Schriften des Forschungsinstituts der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik, Verlag R. Oldenbourg, München-Wien 1972. – [6] Gerhart Schlott, Die NATO – Auflösung oder Reform?, Veröffentlichungen der Hochschule für Wirtschaft und Politik, Hamburg, Leske-Verlag, Opladen 1970. – [7] Rainer Waterkamp, Atomare Abrüstung, Colloquium-Verlag, Berlin 1965. – [8] Dieter Mahncke, Nukleare Mitwirkung – Die Bundesrepublik Deutschland in der atlantischen Allianz 1954–1970, Verlag Walter de Gruyter, Berlin-New York 1972. – [9] Colonel James A. Donovan, Militarismus in den USA, Droste-Verlag, Düsseldorf 1970. – [10] Friedrich Hacker, Aggression – Die Brutalisierung der modernen Welt, Verlag Fritz Molden, Wien 1971.

ZEITGEMÄSSE «FRAUENLITERATUR» (II)

Neuere Publikationen zur Stellung der Frau in unserer Gesellschaft

Haben wir uns im ersten Teil dieses Überblicks (vgl. Januarheft 1973) auf dem gesicherten Boden der Tatsachen bewegt, die uns in soziologischen Analysen der ökonomischen, sozialen und politischen Stellung der Frau in unserer Gegenwart vorgelegt wurden, so wagen wir nun den Schritt ins Reich der Ideen und Ideologien. Hand in Hand mit der dadurch gewonnenen, fast unübersehbaren Erweiterung des Blickfelds geht ein Verzicht auf Mässigung und Objektivität, der dem erklärt polemischen Charakter dieser Publikationen angepasst ist, auch wenn die aggressive, die herkömmlichen Tabus unbekümmert zerstörende sprachliche Form dieser «Frauenliteratur» nicht nach jedermanns Geschmack sein dürfte.

Ambitiöser Entwurf – dilettantisch ausgeführt

«Sexus und Herrschaft» von *Kate Millett*[1], 1969 in New York unter dem Titel «Sexual Politics» erschienen, zierte wochenlang die Bestsellerlisten der englischsprechenden Länder: eine erstaunliche Leistung für ein «Non-fiction»-Werk, das zudem als Doktorarbeit verfasst worden war. Ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis bestärkt uns in unseren Zweifeln: Das gut 400 Seiten umfassende Buch, mit zahlreichen Anmerkungen und einer Bibliographie versehen, die von Johann Jakob Bachofen, Friedrich Engels, Max Weber über Sigmund Freud und den Kinsey-report bis zu Adolf Hitler reicht, dürfte sehr viel

häufiger gekauft als gelesen worden sein! – Die Autorin ging in ihrer Untersuchung ursprünglich aus von einer literatursoziologisch orientierten Analyse des Werks dreier zeitgenössischer Schriftsteller: Henry Miller, Norman Mailer und Jean Genet. An diesen drei Beispielen wurde aufgezeigt, dass die Beziehung der Geschlechter einen «häufig vernachlässigten politischen Aspekt» besitze, der sich in Herrschaftsansprüchen, Machtausübung, die sich bis zur offenen Aggressivität steigern kann, und in Unterdrückung äussert. Im Fortschreiten ihrer Arbeit, und nachdem sie noch, wohl angeregt von Simone de Beauvoir, D. H. Lawrence in ihre Analyse einbezogen hatte, entschloss sich die Verfasserin, ihr Thema auszuweiten und setzte vor den literatursoziologischen Teil eine «Theorie der Sexualpolitik» sowie einen längeren historischen Exkurs, der die erste Phase der Sexualrevolution 1830–1930 und die Gegenrevolution 1930–1960 behandelt. Aus der methodisch abgesicherten literatursoziologischen Untersuchung entstand dadurch ein uneinheitliches, unzusammenhängendes und in ärgerlicher Weise fragmentarisches Gebilde, das die hohen Ziele, die es sich gesteckt hat, nicht zu erreichen vermag. Ein ungeheuer komplexes Themenfeld, auf dem ganze Scharen von Doktoranden in Psychologie, Geschichte und Soziologie auf Jahre hinaus genügend Stoff fänden, wurde hier in kürzester Zeit im Alleingang bewältigt – das Ergebnis konnte nicht anders als unbefriedigend und in wissenschaftlicher Hinsicht ungenügend ausfallen.

Dies zeigt sich bereits in jenem Teil des Buches, der eine Theorie der Sexualpolitik aufzustellen versucht. Über jeden einzelnen der verschiedenen «Gesichtspunkte» sind bereits Tausende von Seiten ernstzunehmender, fundierter Fachliteratur geschrieben worden. Kate Millett hat keine andere Wahl, als willkürlich herauszugreifen und zusammenzufassen, was ihr wichtig erscheint; – was notwendigerweise fast immer zu unzulässigen Vereinfachungen und nicht selten zu Verfälschungen führt. Dass dabei auch viele eigene Ideen verarbeitet wurden, soll keineswegs bezweifelt werden, nur sind sie nicht genügend deutlich als solche gekennzeichnet. Am überzeugendsten und im Gesamtzusammenhang am relevantesten erscheinen die Argumente der Autorin zum «biologischen Gesichtspunkt». Die allgemein akzeptierten Unterschiede zwischen den Geschlechtern in bezug auf Rolle, Temperament und Rangordnung werden, so ist zu lesen, im wesentlichen durch kulturelle und nicht durch biologische Faktoren geprägt: «Die psychosexuelle Persönlichkeit ist also postnatal und angelernt.» Eine Folge dieser überstarken Konditionierung ist, wie die Autorin sehr zutreffend schliesst, dass «in jedem Menschen selten mehr, und oft weniger, als die Hälfte all seiner Möglichkeiten» entwickelt werden. Ihre Mutmassungen über die Entstehung des Patriarchats dagegen, und besonders die unter dem «anthropologischen Gesichtspunkt» zusammengefassten Ansichten über Mythos und Religion sind unerfreuliche Beispiele einer oberflächlichen, unpräzisen Beschäftigung mit Themen, die eine gründliche und sorgfältige Behandlung erfordern würden.

Der historische Abriss über 130 Jahre «Sexualrevolution» – der weniger marktschreierische Ausdruck «Emanzipation der Frau» würde unserer Ansicht nach die Sache viel genauer be-

zeichnen – kann ebensowenig als gelungen bezeichnet werden, im Gegenteil. Es ist schlechterdings unmöglich, auf 200 Seiten die ganze Geschichte der Frauenemanzipation in ihren politischen, sozialen, wirtschaftlichen und psychologischen Aspekten, wozu die Autorin, eingedenk ihres ursprünglichen Ansatzpunktes, noch literarhistorische Exkurse anfügt, auch nur einigermassen angemessen darzustellen. Dazu kommt, dass in diesem historischen Teil das unsystematische, sprunghafte Vorgehen der Verfasserin besonders stossend wirkt. So lesen wir zum Beispiel im Abschnitt «Engels und die Revolutionstheorie» unter anderem eine höchst subjektive Interpretation der aischyleischen Orestie, einen ausführlichen Exkurs über den klitoridalen Orgasmus der Frau sowie, in einer Fussnote, einen Reformvorschlag zur Abschaffung der Prostitution... Das Unvermögen Kate Milletts, ihren immensen Stoff zu gestalten und das Wichtige entsprechend herauszuheben, wird besonders deutlich in dem Abschnitt, der die «Gegenrevolution 1930–1960» behandelt. Während sie über dreissig Seiten hin gegen Sigmund Freuds längst überholte Theorie vom Penisneid als Grund für die Unterlegenheit der Frau polemisiert (und darüber die bahnbrechenden Leistungen Freuds in bezug auf das Selbstverständnis der Frau völlig ignoriert), braucht sie weniger als einen Viertel dieses Raums, um das Phänomen «Frau und Nationalsozialismus» zu erledigen, was, angesichts der sozusagen nicht vorhandenen Kenntnis der historischen Fakten und Quellen, nur als sträflichster Dilettantismus bezeichnet werden kann. Auch in ihrer Kritik der nach-freudianischen Entwicklung der Psychologie verfährt die Autorin polemisch, ungenau und bisweilen bösartig verfälschend.

Erschütternde Perspektiven sexueller Unterdrückung

Bleibt noch der dritte und letzte Teil, der der literatursoziologischen Analyse des schriftstellerischen Werks von Lawrence, Miller, Mailer und Genet gewidmet ist. Diese Partie von Kate Milletts Werk ist die mit Abstand beste, weil methodisch klare und mehr oder weniger systematisch durchgeführte, und es ist zu bedauern, dass die Autorin sich nicht auf diesen Aspekt ihres Themas beschränkt hat. – Ihrer Untersuchung des Lawrenceschen Oeuvres gelingt es, an Hand der Interpretation der einzelnen Werke gewisse Begriffe herauszuarbeiten, die sie als typisch für die Gedankenwelt des Dichters ansieht, so etwa in «Lady Chatterley's Lover» die Unterwürfigkeit der Frau, in «Sons and Lovers» den Ödipuskomplex und allgemein Verherrlichung der Virilität, Phalluskult, absolute Unterlegenheit und daraus resultierend völlige Hingabe der Frau sowie eine latente Homosexualität. Henry Miller, wohl nicht zu Unrecht als «Sammelsurium der amerikanischen Geschlechtsneurosen» bezeichnet, wird eine schonungslose Analyse zuteil, in der dargelegt wird, wie die Furcht und Verachtung, die Miller dem weiblichen Geschlecht gegenüber empfindet, sich in seinem Werk als brutale Gemeinheit, ja Bestialität äussert, welche die Frau lediglich als Geschlechtsteil, «cunt», zur Kenntnis nimmt, ausbeutet und nach Gebrauch wegwirft. Millers Frauenideal oder Idealfrau ist denn auch folgerichtig die Prostituierte, und sein Verhältnis zur Sexualität Freude an der Erniedrigung

des Sexualobjekts. Dass dies alles in der denkbar obszönsten und beleidigendsten sprachlichen Form realisiert ist, erstaunt in diesem Fall nicht weiter. Kate Millett glaubt, Miller habe damit «Gefühlen Ausdruck gegeben, die die männliche Kultur schon lange kannte, aber immer sorgfältig unterdrückte», hält aber «die Tatsache, dass sie ausgedrückt werden», zweifellos für ein Positivum. In Norman Mailers Werk schliesslich weist die Autorin die Gleichsetzung von Sexualität und Krieg nach; Töten ist eine sexuelle Handlung und Sexualität mörderisch. Die Gewalttätigkeit des Manns, dem es gelingt, die Fallen von Mitleid und Verweichlichung zu vermeiden, wird gepriesen; so in dem Roman «An American Dream», in welchem der Held seine Frau umbringt, sich anschliessend überlegt, ob er sie auffressen soll, dann aber doch lieber das Dienstmädchen anal vergewaltigt, im ferneren Verlauf eine Prostituierte erschlägt, um schliesslich in Las Vegas am Spieltisch sein Glück zu machen ...

Es ist eine bemerkenswerte Leistung der Autorin, an den Werken von Lawrence, Miller und Mailer, die sie übrigens kurz und kommentarlos als «gegenrevolutionäre Sexualpolitiker» bezeichnet, dargelegt zu haben, wie Sexualität mit Macht, Repression und Aggressivität verbunden ist, und zwar von der verschleierten, mystifizierenden Form bei Lawrence bis zur kruden Bestialität Millers und Mailers. Wenn auch diese Auswahl nicht als allgemein repräsentativ gelten kann, bleibt das Ergebnis der Untersuchung erschreckend genug. Die offene Feindseligkeit gegenüber der Frau, der höchst einseitige «Kampf der Geschlechter», der mit Demütigung und Unterwerfung des weiblichen Teils endet, sind Symptome einer Haltung, die das Streben der Frau nach Gleichwertigkeit, Achtung und Anerkennung als reine Utopie erscheinen lassen. – Als einziger zeitgenössischer Dichter hat, nach Kate Milletts Dafürhalten, Jean Genet die auf sexualpolitischer Unterdrückung beruhende Struktur unserer Gesellschaft erkannt. Genet, dessen Romane unter Homosexuellen, Dirnen und Zuhältern spielen, zeigt an diesen Verhältnissen das wahre Antlitz der sexuellen Unterdrückung auf. Am Beispiel der Homosexuellen, deren «weiblicher» Partner selbst in der Verbrecherwelt auf der untersten Stufe der Verachtung steht, wird der Charakter der sexuellen Abhängigkeit der Frau schonungslos demaskiert. «Von allen Schriftstellern der Gegenwart denkt nur Genet an Frauen als eine unterdrückte und revolutionäre Gewalt, und er identifiziert sich mit ihnen.» Genet ist daher nicht, wie die drei übrigen untersuchten Schriftsteller, «gegenrevolutionär», sondern fördert durch das Aufzeigen der wahren Verhältnisse die von Kate Millett propagierte «Sexualrevolution»; er «drängt zu der Erkenntnis, dass Sex der Kern all unserer Sorgen ist, und alle Befreiungsversuche werden uns immer wieder in demselben uranfänglichen Dilemma landen lassen, wenn wir das schädlichste aller Unterdrückungssysteme nicht aus dem Weg schaffen und nicht geradezu ins Zentrum der Sexualpolitik und des krankhaften Deliriums von Macht und Gewalt vorstossen».

Ein undoktrinärer Aufruf zur Befreiung der Frau

Wenn Kate Milletts «Sexus und Herrschaft» bei aller Unsystematik und Lük-

kenhaftigkeit doktrinär anmutet – die Verfasserin gesteht im Vorwort selber, sie habe «einer zusammenhängenden Interpretation» zuliebe vieles unberücksichtigt gelassen – so schlägt *Germaine Greer* in «Der weibliche Eunuch»[2] gleich zu Beginn andere Töne an: «Dieses Buch hat keine Autorität und beansprucht auch keine. Jede Stelle muss durch Erfahrung überprüft und, sofern unzulänglich, verworfen werden. Im Idealfall wird der Dialog bald einen Punkt erreichen, wo dieses Buch überflüssig wird.» Die Verfasserin verzichtet denn auch in ihrem Werk, das 1970 in London unter dem Titel «The female Eunuch» erschien, sowohl auf theoretische Fundierung wie auf historische Untermauerung ihres Themas; sie entschädigt uns dafür durch ein brillantes Feuerwerk von Ideen, Assoziationen, Argumenten und Invektiven, dessen Lektüre ebenso vergnüglich wie anregend ist und zum Nachdenken veranlasst. Germaine Greers unvoreingenommene Weise, die Dinge zu sehen und auszusprechen, erschüttert uns in manchen uns lieb gewordenen Denkgewohnheiten, und vielen mag sie gar als reine Ketzerei erscheinen. Es gibt für die Autorin kein Tabu, gegen das sie nicht fröhlich angeht, keinen Tatbestand, den sie nicht mit der grösstmöglichen Offenheit beim Namen nennt, doch der Witz, die Verve und, nicht zu vergessen, die Intelligenz, mit der sie es tut, lassen ihre Aggressivität nie unangenehm werden und bewahren sie in jedem Augenblick vor Plattheit und Vulgarität.

Das Buch Germaine Greers, das sich im Untertitel als «Aufruf zur Befreiung der Frau» zu erkennen gibt, ist kein Leitfaden für revolutionäre Strategie und Taktik noch ein Kompendium von Anleitungen zum Umsturz. Vielmehr möchte die Autorin die Veränderungen, die sie für wünschbar und notwendig hält, dadurch herbeiführen, dass sie den Frauen Möglichkeiten aufzeigt, «nicht die Welt zu ändern, sondern zu einem neuen Selbstverständnis zu gelangen». Es gibt dafür kein allgemein gültiges Rezept, sondern jede Frau soll sich «den Modus ihrer eigenen Revolte entwerfen, einen Modus, der ihre Unabhängigkeit und Originalität widerspiegelt». Zu diesem Zweck werden eine Fülle von Anregungen und Denkanstössen bereitgestellt, unter denen sich jede Leserin (und hoffentlich auch mancher Leser!) das ihr Zusagende herauspicken kann.

In einem ersten Hauptteil, dem Themenkreis «Körper» gewidmet, attakkiert Germaine Greer mit aller wünschenswerten Offenheit und Deutlichkeit die Manie unserer westlichen Konsumgesellschaft, den weiblichen Körper als «ästhetisches Objekt ohne Funktion» zu behandeln, indem sie ihn zum dekorierten Kult- und Kunstgegenstand erhebt und dadurch die Frau daran hindert, ihre eigene Persönlichkeit zu finden. Ein gesundes, harmonisches Verhältnis der Frau zu ihrem Körper, das die biologischen Gegebenheiten akzeptiert, aber nicht überbewertet und gegen die Insinuationen und Forderungen von Kosmetikindustrie und Mode gefeit ist, wäre ein erster und bedeutender Schritt auf dem Wege zur individuellen Befreiung. Noch wichtiger ist freilich eine allmähliche Loslösung aus der psychologischen Konditionierung, der sich die Frau auf allen Lebensgebieten unaufhörlich ausgesetzt sieht. Die Macht der «Stereotype», wie die Autorin dieses blutleere Phantom nennt, ist allgegenwärtig und eben des-

halb schwer zu fassen und zu bekämpfen. Unter dem Stichwort «Seele» geht Germaine Greer einigen ihrer Erscheinungsformen nach und deckt deren Bedingtheit auf. Sie versucht, Hinweise zu geben darauf, «wie es kommt, dass die weibliche Energie von der Geburt bis zur Pubertät systematisch abgelenkt wird, so dass die erwachsene Frau nur noch unzureichend über Potential und schöpferische Kräfte verfügt». Die Autorin verfolgt die Stationen des Leidenswegs vom Baby über das Mädchen bis zur Pubertät; diese Entwicklung, welche die Autorin nur als Deformation und Selbstentfremdung unter den übermächtigen Einflüssen von Elternhaus und Schule zu sehen vermag, endet, wie nicht anders zu erwarten, entweder mit Resignation und völliger Übernahme der aufgezwungenen Rolle oder, als «unangepasstes» Wesen, auf der Couch des Psychiaters. Was Germaine Greer unter dem zugegebenermassen provokativen Titel «Der psychiatrische Humbug» zum Frauenbild der Psychologie und dessen teilweise verheerenden Auswirkungen auf das weibliche Selbstverständnis zu sagen hat, ist ausserordentlich beherzigenswert; um so mehr, als bei aller polemischen Zuspitzung ein differenziertes Urteil weitgehend gewahrt bleibt, wie sich etwa in der Charakterisierung von Lehre und Wirkung Sigmund Freuds zeigt. Die Verfasserin vertritt die Überzeugung, die Frau, die sich mit ihren Schwierigkeiten an die Psychologie um Hilfe wendet, entdecke «die Sanktionierung der Bedingungen, gegen die sie anrennt»; «Psychologen können die Welt nicht in Ordnung bringen, also bringen sie die Frauen in Ordnung». Ausgehend von der Überzeugung, dass die Frau in bezug auf ihr «Rohmaterial», also ihr ursprüngliches Begabungspotential, dem Mann keineswegs unterlegen sei, fordert Germaine Greer ihre Schwestern auf, Vertrauen zu fassen, ihre Chancen wahrzunehmen und einen eigenen Weg einzuschlagen, denn: «wenn Frauen unter Emanzipation die Übernahme der maskulinen Rolle verstehen, sind wir in der Tat verloren».

Rebellion – aber mit Herz und Intelligenz!

In einem weiteren Abschnitt, den schlicht mit «Liebe» zu überschreiben die Autorin den Mut hat, wird dieses unergründliche Phänomen in einigen seiner Aspekte vorgestellt. Obwohl die Gefahr des Theoretisierens nicht immer gebannt bleibt, wird uns auch zu diesem Thema viel Lesens- und Bedenkenswertes geboten. So sind wir überrascht und angerührt, wenn Germaine Greer, die unermüdliche Kämpferin gegen nahezu alles Bestehende, auf einmal Worte wie die folgenden findet: «Die Liebe Ebenbürtiger ist der Geist der Gemeinschaft Gleicher, die Einheit von Schönheit und Wahrheit.» Und das Kapitel über den «Mittelklassemythos von Liebe und Ehe», ein Abriss der Geistesgeschichte der Liebe von Petrarca bis zur Gegenwart, ist ein Meisterstück vor allem dank der Ausführungen zu Shakespeares Frauengestalten und deren Psychologie (die Autorin hat über Shakespeares Komödien dissertiert). Das Problem «Familie» allerdings bleibt ebenso ungelöst wie bei Kate Millett. Beide Autorinnen wenden sich zwar aufs schärfste gegen die «Kernfamilie» als Stätte der Unterdrückung und Herd von Neurosen, haben aber keine überzeugende Alternative anzubieten. Wo Kinder da sind, ist

die «Befreiung der Frau» weitgehend illusorisch – dagegen scheint vorläufig noch kein Kraut gewachsen zu sein. Höchst eindrücklich ist dagegen, was uns zum Thema «Sicherheit» vorgelegt wird. «Der Ehevertrag», so meint die Verfasserin, «verspricht etwas, was er nicht halten kann, wenn man von ihm erwartet, dass er emotionale Sicherheit liefert; solche Sicherheit nämlich ist eine Errungenschaft des Individuums selber.» Die Frau solle «den Köder der Sicherheit», den die Ehe mit all ihren gesetzlichen Regelungen und Fixierungen darstellt, zurückweisen, um wirklich frei zu sein; um so handeln zu können, muss sie aber «über eine andere Sicherheit verfügen können, die persönliche Sicherheit, die sie in die Lage versetzt, Unsicherheit als Freiheit zu erkennen». – Unter dem Stichwort «Hass» schliesslich wird dargestellt, was die Frau an Ablehnung, Erniedrigung und Beleidigung von seiten des Mannes – und damit allgemein von seiten der Gesellschaft – zu erdulden hat. An diesem Beispiel wird noch einmal deutlich, wie breit Germaine Greers Basis ist, wie sie es versteht, ihr Thema von möglichst vielen Seiten und in unerwarteter Beleuchtung darzulegen. Resultate von soziologischen Analysen, literarische Kritik (besonders erschütternd das Zitat aus «Last exit to Brooklyn» von Hubert Selby) und Untersuchungen am Gebrauchswortschatz wirken zusammen, um ein aufrüttelndes Bild von der Misogynie unserer Gesellschaft zu entwerfen. In den Kapiteln «Elend» und «Ressentiment» werden die Frauen, als Rettung aus der Ehe- und Hausfrauenmisere, zur Auflehnung und, als Alternative zum ehelichen «Kriegsspiel», zur Autonomie aufgerufen. Abschliessend folgt unter dem Titel «Rebellion» eine glänzende Übersicht über die Entwicklung der Frauenbewegung in den USA innerhalb der letzten zwei Jahrzehnte; – wohl etwas vom besten und informativsten, was sich auf so knappem Raum über ein relativ neues und zumindest uns Europäerinnen noch wenig vertrautes Thema finden lässt.

Den Schluss dieses in jeder Hinsicht bemerkenswerten Buches bilden die paar Seiten, die mit «Revolution» überschrieben sind. Auf ihnen versucht Germaine Greer eine Bilanz zu ziehen und eine ungefähre Wegrichtung anzugeben. Auch da vermeidet sie alles Doktrinäre und gibt sich keinen Augenblick den Anschein, eine unumstössliche Heilslehre zu verkünden. Es sind ihre persönlichen Ansichten, die sie formuliert, auch wenn diese manchmal die Form von Sätzen wie dem folgenden annehmen: «Wenn Unabhängigkeit eine notwendige Begleiterscheinung der Freiheit ist, dürfen Frauen nicht heiraten.» Die Frau wird aufgefordert, das «tiefsitzende Vorurteil gegen die weggelaufene Ehefrau» abzulegen und ihre wahren Feinde, die «Ärzte, Psychiater, Gesundheitsbeamten und Moralapostel» zu erkennen; auf jeden Fall aber muss sie «ihren eigenen Willen und ihre eigenen Vorstellungen wieder in den Griff bekommen, und natürlich auch die Kraft, sie zu benutzen». Allerdings, dies wird noch einmal betont: «Wer die Sklaverei aufgibt, verbannt auch die Chimäre Sicherheit.» Und gleichsam als Hinweis, wie wenig engstirnig und engherzig Germaine Greer das Anliegen auffasst, dem sie ihre ganze Energie, ihre Begabung und ihre Feder leiht, lesen wir zum Schluss: «Die erste Entdeckung auf dem Weg zur Freiheit wird sein, dass die Männer nicht frei sind, (...). Indem wir unsere

eigene Freilassung sichern, mögen wir den Männern den Weg zeigen, den sie begehen könnten, wenn sie einmal von ihrer eigenen Tretmühle abgesprungen sind.»

Es ist zu hoffen, dass sich möglichst wenige Leserinnen und Leser durch den unnötig reisserischen Titel und die ebensolche Aufmachung des Buches sowie durch die sehr offenherzige, kein Blatt irgendwelcher Art vor den Mund nehmende Sprache der Autorin von der Lektüre abhalten lassen. Germaine Greers Buch verdient es, gelesen und diskutiert zu werden. Es ist in seiner freien, intelligenten und zupackenden Art in hohem Masse dazu angetan, einen wesentlichen Beitrag zu leisten zu dem, was man, in Anlehnung an ein hohes Vorbild, den Ausgang der Frau aus ihrer *nicht* selbst verschuldeten Unmündigkeit nennen möchte.

Eine ärgerliche Nebenerscheinung

Endlich sei, der Vollständigkeit halber, noch eine ebenso ärgerliche wie überflüssige Nebenerscheinung der Frauenbefreiungsliteratur erwähnt: *Esther Vilars* «Der dressierte Mann»[3]. Zwar ist dieses Elaborat weder die Aufmerksamkeit des Lesers noch die Mühe des Rezensenten wert, und würde am angemessensten mit Schweigen übergangen werden. Die Autorin hat es jedoch so geschickt verstanden, die gegenwärtige literarische Modewelle auszunützen und, nach Kräften von den Massenmedien unterstützt, sich und ihr Buch in den Vordergrund zu spielen, dass einige Bemerkungen dazu angebracht sein mögen, und wäre es auch nur, um deutlich zu machen, dass «Der dressierte Mann» keinesfalls mit den übrigen vorgestellten Büchern auf eine Stufe gestellt zu werden verdient. – Die Verfasserin, laut Klappentext Ärztin und Soziologin (was zu glauben einem in der Folge fast unmöglich wird), hat es darauf angelegt, in der Frauenemanzipationsfrage den Spiess umzudrehen; nicht die Frauen sind von den Männern unterdrückt und in Abhängigkeit gehalten, sondern die Männer werden von ihnen «dressiert», beherrscht und ausgebeutet, und dies, obwohl die Männer «stark, intelligent, phantasievoll», die Frauen aber «schwach, dumm, phantasielos» und im weiteren noch «gefühlsarm» sind. Von diesen vielversprechenden (und natürlich unbewiesenen) Prämissen geht die Autorin aus, um darzutun, dass die Frauen unnütze, faule und berechnende Geschöpfe sind, die «zu überhaupt nichts taugen». Mit nervenaufreibender Eintönigkeit wird diese These über fast 200 Seiten hin ausgewalzt, doch es ist nicht anzunehmen, dass viele Leser der Verfasserin bis zum Schluss folgen werden. Ihres wurstigen Tons, ihrer unsäglich läppischen, jeder Intelligenz und jedem Differenzierungsvermögen Hohn sprechenden Argumentation ist man sehr schnell überdrüssig, und spätestens auf Seite 22, dort nämlich, wo es heisst: «Die Frauen benützen ihre geistigen Anlagen nicht, sie ruinieren mutwillig ihren Denkapparat und gelangen nach einigen wenigen Jahren sporadischen Gehirntrainings in ein Stadium sekundärer, irreversibler Dummheit», wird man, je nach Temperament, das Buch weglegen oder in die nächste Ecke schmeissen ... – Esther Vilars Pamphlet ist eine Beleidigung für jede Frau, und es erscheint schlechterdings unverständlich, wie es, zumindest für eine gewisse Zeit, zu einem Verkaufsschlager hat werden können. Wenn es im deutschsprachigen

Raum eine nennenswerte organisierte Frauenbewegung im amerikanischen Sinn gäbe, würde der Verlag, der dieser einfältigen, geschmacklosen Schreibe zur Publizität verholfen hat, *Verlagsgruppe Bertelsmann GmbH*, boykottiert. Damit würden die Verantwortlichen an der einzigen Stelle, an der sie empfindlich sind, getroffen, in jenem Punkt, der wohl auch letztlich die Erklärung für diese so bedauerliche wie empörende Entgleisung liefert: dem Geschäft.

In Erwartung der Emanzipation

Wenn wir zum Schluss versuchen, die vorgestellten Publikationen zur Stellung der Frau in unserer Gesellschaft zu überblicken und zusammenfassend zu charakterisieren, so ergibt sich kein einheitliches Bild. Vieles ist auf diesem Gebiet in Bewegung geraten, die verschiedensten Aspekte werden zu Objekten von Untersuchungen und Forschungsprogrammen, der Anstoss zur weiteren Entwicklung in Theorie und Praxis ist gegeben. Kehren wir zu dem zu Beginn angeführten Interview Simone de Beauvoirs zurück (vgl. Januarheft 1973, S. 756), und wir werden mit Erstaunen und Bewunderung feststellen, wie vieles von dem in den letzten Jahren ins Bewusstsein einer breiteren Öffentlichkeit getretenen Gedankengut (und auch bereits von dessen Kritik) in den Äusserungen dieser «Grande dame» der Frauenemanzipation vereinigt ist. – «Die Frauen wollen nicht, dass man ihnen Freiheit und Gleichheit gewährt, sondern sie wollen sie erlangen»; dies könnte gleichsam als Motto der ganzen Bewegung dienen. Im Zusammenhang mit Alva Myrdals und Viola Kleins optimistischer Überzeugung, dass die Berufsarbeit der Frau den zentralen Punkt und die Lösung der meisten Schwierigkeiten darstelle, ist folgende Bemerkung bedenkenswert: «Ich weiss, dass heute die Arbeit nicht nur befreiend, sondern auch entfremdend ist. Folglich müssen Frauen oft zwischen zwei Entfremdungen wählen: die der Hausfrau und die der Berufstätigen. Trotzdem ist die Lohnarbeit die erste Voraussetzung zur Unabhängigkeit.» Zu der von Kate Millett vertretenen These vom repressiven Charakter der Sexualbeziehungen lesen wir: «Ist eine sexuelle Beziehung zwischen Mann und Frau immer repressiv? Könnte man nicht dahingehend arbeiten, dass man nicht diese Beziehung verweigert, sondern sie ändert?»; und mit Germaine Greer stimmt Simone de Beauvoir überein, wenn sie sagt: «Ich denke, dass man die Familie abschaffen muss» und den Frauen rät, «wenn möglich die Heirat zu verweigern». Doch auch die wohl grösste Problematik der Emanzipation der Frau kommt zur Sprache: dass nämlich, zumindest noch auf lange Zeit hinaus, nur eine geistige und charakterliche Elite ihre Lage zu erkennen und die notwendigen Massnahmen zur Abhilfe zu ergreifen imstande sein wird. «Man kann von einer aussichtsreichen Befreiung nur für die kommenden Generationen, für die Jugend und einige Privilegierte reden.» – Doch das darf kein Grund für den Rückzug in Resignation und Verbitterung sein. Obgleich die Welt, in der die Frau heute lebt und von der sie sich den ihr zukommenden Anteil erobern will, eine Männerwelt ist, darf sie «die Welt der Männer nicht ablehnen, denn sie ist gleichzeitig auch die Welt überhaupt. Und schliesslich auch unsere Welt».

Monika Gasser

[1] Kate Millett, Sexus und Herrschaft – Die Tyrannei des Mannes in unserer Gesellschaft, Verlag Kurt Desch, München 1971. – [2] Germaine Greer, Der weibliche Eunuch – Aufruf zur Befreiung der Frau, 2. Auflage, S. Fischer-Verlag, Frankfurt a.M. 1971. – [3] Esther Vilar, Der dressierte Mann, Bertelsmann Sachbuchverlag, Gütersloh-Wien 1971.

NACHRICHTEN VOM BESCHÄDIGTEN LEBEN

Sternfeld-Tiedemanns Bibliographie der deutschen Exilliteratur[1]

Die hier vorgelegte, stark erweiterte zweite Auflage bietet immer noch den weitaus zuverlässigsten Führer durch jenes heillos verwüstete Gelände, in dem noch so viel Verstreutes, ja schon Halbverlorenes herumliegt, dass es raschester und koordinierter internationaler Anstrengung bedürfte, wollte man dem endgültigen Versinken noch Einhalt gebieten. Die Rede ist von jenen literarischen, politischen und wissenschaftlichen Zeugnissen, welche die vor Hitlers Diktatur Geflüchteten in allen Erdteilen hinterlassen haben. Die anzuzeigende bio-bibliographische Übersicht fasst sie unter dem Begriff «Exilliteratur» zusammen, der mit Recht angegriffen worden ist; zudem wurde von der Kritik die Legitimität der gewählten Zeitgrenzen angezweifelt: wohl drängte sich angesichts der Fülle eine Begrenzung des Materials auf; diese jedoch schon 1945 anzusetzen (in Ausnahmefällen dehnte man sie bis 1950 aus), bedeutet eine (allzu) drastische Einengung, zumal ein grosser Teil der Ausgewiesenen und Ausgewanderten nach 1945 nicht mehr nach Deutschland zurückkehrte (das Verhältnis beträgt etwa 1 : 4!) und gerade nach der Zerschlagung des Hitlerreichs ein sehr starkes Anwachsen der Produktion (wie der Verlagsmöglichkeiten) zu beobachten ist. Begreiflicherweise sucht das bibliographische Hilfsmittel vor allem jene Lücke zu schliessen, die in den deutschen Bibliotheken zwischen 1933 und 1945 entstanden war. Dennoch vermag die zeitliche Einschränkung nicht zu überzeugen, da die Exilproduktion vieler Autoren allzu gewaltsam aus ihrem übrigen Oeuvre herausgebrochen erscheint.

Zusammengestellt wurde der 600 Seiten starke Band in der Deutschen Bibliothek Frankfurt, wo man sich seit 1948 mit der systematischen Sammlung der Emigranten- und Exilliteratur beschäftigt und im Laufe der Jahre eine imposante Kollektion zusammengetragen hat. Neben der bibliographischen Aufarbeitung veranstaltete sie eine instruktive, mittlerweile in vielen Ländern gezeigte Ausstellung, der ein wichtiger und nützlicher Katalog beigegeben wurde («Exil-Literatur» 1965). Solche Öffentlichkeitsarbeit scheint dringend notwendig zu sein: trotz grosser individueller Anstrengung konnte die Lücke im Bewusstsein, welche die «Zerstörung der deutschen Literatur» (wie W. Muschg den Vorgang genannt hat) gerissen hatte, hauptsächlich in Deutschland selbst, noch nicht wieder geschlos-

sen werden. Die Bedeutung dieser Dokumente eines «besseren» Deutschlands ist (im Gegensatz zu vielen Werken anpassungsfähiger Mitläufer oder fragwürdiger «innerer» Emigranten) noch nicht genügend anerkannt worden. Die Gründe dafür sind vielfältig und reichen von primitiven Verdrängungs- und Selbstschutzmechanismen, wie sie allenthalben in diesem Zusammenhang zu beobachten sind, bis zu einem nicht zu übersehenden Versagen der Wissenschaft: so wurde beispielsweise bis 1968 keine Vorlesung über Exilliteratur an einer deutschen Universität gehalten und nur eine Dissertation über dieses Gebiet verfasst! (Darin spiegelt sich jene Restaurationstendenz der Germanistik nach 1945, die sich im Tausendjährigen Reich mit der Aktualisierung die Finger verbrannt hatte und sich nun auf «gesicherte» Positionen zurückzog; in den letzten Jahren ist allerdings ein verspäteter, dafür um so vehementerer Umschwung eingetreten.) W. Berendsohn, der bereits 1946 einen ersten Überblick über die Emigrantenliteratur gegeben hatte («Die humanistische Front») und seine ganzen Kräfte unermüdlich in den Dienst des Sammelns und Organisierens der Bewahrung stellt, hat in der jüngsten Nummer der Zeitschrift «Colloquia Germanica» einen Überblick über die weltweit verstreuten Sammlungen, Forschungsstätten und -projekte veröffentlicht, der auf über 150 Seiten Angaben aus allen fünf Kontinenten umfasst. (Bezeichnenderweise steht das einzige Institut, das diese Literatur systematisch erforscht [es wurde 1966 von Berendsohn gegründet] in Stockholm!)

Die Schweiz hat durch die in den letzten Jahren erschienenen kritischen Darstellungen viel von ihrem gerne und nicht ohne Selbstgefälligkeit propagierten Image als «Schutzheimat der Entrechteten und Vertriebenen» verloren. Tatsächlich fällt die Bilanz im Hinblick auf die Exilliteratur nicht sehr positiv aus: einzig die Aktivposten E. Oprecht (mit seinem Europa-Verlag) und das Schauspielhaus Zürich stehen zu Buche (von persönlichen Hilfeleistungen selbstverständlich abgesehen). Doch hat gerade die fundierte Untersuchung von P. Stahlberger über Oprecht nachgewiesen, wie oft der mutige Verleger mit der offiziellen Appaisement-Politik Berns in Konflikt geriet. Im allgemeinen auferlegte die Schweiz den Geflüchteten ein Publikationsverbot (M. Wegner berichtet in seiner ausgezeichneten Dissertation «Exil und Literatur» darüber): aus Furcht vor nazistischen Repressalien (den Deutschen waren schon die schweizerischen Publikationen, insbesondere der Presse, ein immerwährender Stein des Anstosses), aus Abwehr «unschweizerischen» Gedankengutes (ein Grossteil der Flüchtlinge stand politisch links) sowie aus wirtschaftlichen Erwägungen heraus (die auch für das Verbot der Berufstätigkeit von Juden herhalten mussten) beschnitt man so den Emigranten die materielle Basis (Musil bemerkte bitter, dass die Schweiz nur toten Schriftstellern gegenüber grosszügig sei!). Ausserdem konnte jenes Klima geistiger Auseinandersetzung nicht entstehen, ohne das der Intellektuelle nicht zu produzieren vermag. (Eine gewisse Enge des Denkens stellt auch heute, unter unendlich günstigeren Bedingungen, ein ungelöstes Problem der Schweiz dar.) Nimmt man die gefährdete Lage der Schweiz dazu, so wird verständlich, dass nur relativ wenig Schriftsteller die Schweiz als

dauerndes Asyl wählten; als Transitland und vorübergehender Aufenthaltsort diente sie freilich vielen.

Enthielt die Bibliographie in der ersten Auflage von 1962 die Schriften von über 1500 Autoren, so sind jetzt gegen 400 neue dazugekommen (während die Zeitschriften weggelassen wurden, da sie gesondert dargestellt werden sollen). Das bedeutet natürlich, dass der Begriff des Schriftstellers sehr weit gefasst wird und auch Politiker (von O. Strasser bis W. Ulbricht) und Wissenschafter (diese freilich mit dem Schwergewicht auf den Geisteswissenschaften und unvollständig: im gesamten verliessen über 3000 Wissenschafter Deutschland) verzeichnet. Die Weite der Definition (Publikationen von Personen, die nach 1933 aus Deutschland oder den eroberten Gebieten geflohen sind beziehungsweise vertrieben wurden) vermag allein jenes Spektrum zu umfassen, welche den gewaltigen Umfang des Substanzverlustes deutlich werden lässt. Für den Literaturwissenschafter sind freilich einige Abstriche in Kauf zu nehmen: die 60 oder 70 für die Literaturgeschichtsschreibung relevanten Autoren (darunter Th. und H. Mann, Broch, Musil, Brecht, Döblin, Roth, um nur die wichtigsten zu nennen) erhalten nicht mehr Platz zugewiesen als jeder andere Exilschriftsteller. (Freilich sind mittlerweile für einige der Bedeutendsten Spezialbibliographien erstellt worden.) Einer flüchtigen Überprüfung fielen kleine Ungenauigkeiten auf wie das unspezifizierte «Wiener Zeitschrift» für die frühen Veröffentlichungen Adornos, eine stehengelassene Zeile bei Toller (S. 505), das merkwürdige Fehlen des wichtigen Briefwechsels zwischen den Gebrüdern Mann (während andere Briefwechsel angeführt sind), die ausschliessliche Rubrizierung C. Einsteins als Kunstkritiker, das Fehlen von weiteren Titeln bei I. Goll (warum sind dafür die «Erinnerungen an G. Mahler» von O. Klemperer verzeichnet, die erst 1960 erschienen?), von Artikeln W. Benjamins, der noch 1934 in der «Frankfurter Zeitung» publizieren konnte! Das wiegt allerdings gering bei dem Reichtum erfasster Daten und beeinträchtigt den Wert des unersetzlichen Werkes in keiner Weise. Wer eine Ahnung von den ungeheuren Schwierigkeiten hat, denen sich die Herausgeber gegenübergestellt sahen, kann nur mit Bewunderung das Resultat hingebungsvoller, immenser Arbeit akzeptieren. Der «Sternfeld-Tiedemann», wie er – was seine Unentbehrlichkeit dokumentiert – seit seinem Erscheinen genannt wird, hat das Fundament verbreitert, auf dem einzig eine Darstellung des Phänomens Emigrations- und Exilliteratur unternommen werden kann.

Christoph Siegrist

[1] Wilhelm Steinfeld / Eva Tiedemann, Deutsche Exil-Literatur 1933–1945, Lambert Schneider-Verlag, Heidelberg 1970.

BEETHOVEN-STUDIEN

Das Beethoven-Jahr 1970 hat, wie es nicht anders zu erwarten war, zahlreiche Publikationen und die widersprechendsten Äusserungen ausgelöst. Die Massenmedien haben sich mit seinem Leben und Werk, auch mit seinem Fortwirken auseinanderzusetzen versucht. Nicht alles, was auf diese Weise an den Tag kam, hatte Rang und Tiefe, manches war ärgerlich. An den grossen Genien haben sich zu allen Zeiten die Geister geschieden, vor allem aber in Krisenzeiten, in denen der Sinn für Grösse unsicher wird. Uns liegen zwei Publikationen aus der Reihe der «*Schriften zur Beethoven-Forschung – Beethovenhaus Bonn*» vor. Da ist zunächst Band VI der vierten Reihe: «*Des Bonner Bäckermeisters Gottfried Fischer Aufzeichnungen über Beethovens Jugend*», herausgegeben von *Joseph Schmidt-Görg*[1]. Durch Teilveröffentlichungen waren diese Aufzeichnungen bereits bekannt, hier liegen sie erstmals in einer vollständigen, mit reichen Anmerkungen versehenen Fassung vor, und zwar in der alten Orthographie des Bäckermeisters. Dies erschwert die Lektüre, trägt aber dazu bei, dass wir uns intensiver in die Vergangenheit versetzt fühlen. Die Familie Fischer war Besitzer des Hauses, in dem Beethovens Grosseltern und Eltern wohnten. Gottfried Fischer, der Verfasser dieser Aufzeichnungen, war zehn Jahre jünger als Beethoven. Er war fünf bis sechs Jahre alt, als die Familie aus dem Hause auszog. Fischers Schwester Cäcilia dagegen war neun Jahre älter als Beethoven und war, wie der Herausgeber sagt, «etwa von ihrem 13.–23. Lebensjahr Augenzeugin der grossen und kleinen Ereignisse, die damals in Bonn und in der kleineren Welt der Beethoven-Familie sich zutrugen.» Fischer begann seine Aufzeichnungen 1838, zehn Jahre nach Beethovens Tod, er stützte sich dabei auf seine und seiner Schwester Erinnerungen. Was entstand, ist ein Konvolut von Aufzeichnungen und Notizen und teilweise auch Auszügen aus Veröffentlichungen anderer. Diese Niederschriften führen uns in die menschliche Atmosphäre ein, in der der junge Beethoven und seine Familie lebten; sie besitzen für uns heute den Wert eines Kulturdokumentes besonderer Art.

Wichtiger erscheint die zweite Publikation, die als Band VII derselben Reihe vorliegt: «*Beethoven-Studien*» von *Willy Hess*[2]», die aus Anlass seines 65. Geburtstags erschienen sind. Hess, der als Orchestermusiker in Winterthur wirkte, hat eine grosse Fülle von Publikationen über Beethoven veröffentlicht. Über sie gibt eine dem Band angefügte ausführliche Bibliographie Auskunft. Vor allem hat Hess zahlreiche Werkausgaben betreut. In dem vorliegenden Band sind Vorträge, Aufsätze und Berichte zusammengefasst, die bisher nicht in Buchform vorlagen. In dem Eingangsvortrag: «*Die Musik Beethovens*» stellt Hess Beethoven dar, wie er zwischen den Grossen seiner Zeit stand, mit nicht geringerem Nachdruck aber spricht er von der Bedeutung des Meisters für unsere Gegenwart. Die Art und Weise, wie Hess Beethoven sieht, wird durch Sätze wie diese charakterisiert: «Bei Bach, bei Mozart herrscht gewissermassen eine überpersönliche, reinkünstlerische Schönheit, ein himmlisches Licht, das wir aufnehmen gleich dem Wunder der Blumen, der Schönheit einer Land-

schaft. Beethoven aber steht in seiner durch und durch subjektiv gefärbten Tonsprache als Mensch vor uns. In seiner Musik atmet zwingend die seelisch-geistige Strahlung einer eigenstarken, ausgeprägten Persönlichkeit, die uns Dinge zu sagen hat, welche weit über das Reinmusikalische hinausgehen. Wir müssen Stellung beziehen, können nicht neutral bleiben.» Unter ähnlichen Gesichtspunkten betrachtet der Verfasser im Schlusskapitel der Sammlung «*Beethovens Missa solemnis*». Zwischen jenem Einklang und diesem Schluss geht Hess in 30 kleineren und grösseren Einzelstudien auf Sonderprobleme Beethovenscher Musik ein. Wie etwa Beethovens Bach- und Händel-Bearbeitungen, Beethovens Bühnenwerke, Beethovens Chorphantasie oder Beethovens Verhältnis zur Orgel. In allen diesen Studien zeigt Hess sein aussergewöhnliches Vertrautsein mit den Einzelproblemen der Musik Beethovens. Wenn er zum Eingang von dem hohen Ethos dieser Musik spricht, so deutet er nun in diesen Studien die Weise, wie dieses Ethos in der Musik Ausdruck und Gestalt findet. Nicht unerwähnt seien auch die kleinen, leider mehr andeutenden als erschöpfenden Studien «Beethoven und Schiller» und «Mozart und Beethoven». Es bleibt immer wieder beachtenswert, wie Hess in knappen Sätzen die grossen Genien gegeneinander abzugrenzen versteht.

Hess kennt unsere Zeit und die Bedrohungen, denen die hohen Werte und Werke ausgesetzt sind. Dies wird immer wieder deutlich, wenn er etwa die Verwandtschaft der Musik mit den Bereichen des Religiösen und Philosophischen sichtbar macht. Bei allem Vertrautsein mit dem Formalen und Technischen der Musik ist Hess auch ein Denker und Grübler, der die Zusammenhänge zwischen Form und Gehalt zu erspüren nicht müde wird. In gewissen Momenten lernen wir auch den kämpferischen Menschen kennen, so in dem Beitrag «*Die Verunglimpfung des Genius*», in dem er gegen die Publizisten Stellung bezieht, die unter dem Deckmantel pseudowissenschaftlicher Durchleuchtung das Grosse herabzuziehen trachten. «Das Grosse und Edle», schreibt Willy Hess, «hat zu allen Zeiten den Neid und Hass der Pygmäen geweckt, und alle Grossen haben dem Kampf der geistigen Finsternis gegen das Licht standhalten müssen.»

Otto Heuschele

[1] Des Bonner Bäckermeisters Gottfried Fischer Aufzeichnungen über Beethovens Jugend, herausgegeben von Joseph Schmidt-Görg. – [2] Willy Hess, Beethoven-Studien, beide bei G. Henle-Verlag, München-Duisburg 1972.

GÜNTER EICH

Seid unbequem, seid Sand,
nicht das Öl im Getriebe der Welt!

Frankfurter Buchmesse 1968. Suhrkamp-Leseabend im Theater am Turm. Überfüllter Saal. Günter Eich versucht mit Mühe, in einer bereits gestörten, lärmigen Atmosphäre zu Wort zu kommen. Er liest aus seinen eben veröffentlichten *Maulwürfen*, jenen köstlichen Spässen am und mit dem Wort. Siegfried Unseld, der Verleger, kann nur mit Mühe die Ruhe herstellen und bitten, doch wenigstens zuerst hinzuhören.

Man lässt Eich kaum zu Wort kommen.

War dies bloss ein Nebenaspekt der damals auf der Buchmesse üblichen Störungsaktionen? Wohl kaum, denn Eich war scharfe Ablehnung gewohnt. Im Februar 1957 hatte die «Frankfurter Allgemeine» sein Gedicht *Nachhut* publiziert und musste eine der heftigsten Leserreaktionen erfahren. Und noch früher: Als am 19. April 1951 sein Hörspiel *Träume* vom Norddeutschen Rundfunk ausgestrahlt wurde, waren die Telefonleitungen der Studios bald überlastet, weil die Hörer sich beschwerten; eine Flut von Briefen empörter Hörer folgte.

Ein Bequemer war er also nie. Seine Rede zur Verleihung des Georg-Büchner-Preises war eine deutliche Warnung, der Macht zu misstrauen. Es komme ihm, gestand er, «vor allem darauf an, dass Ärgernis hörbar wird». Er traue der Dichtung die Fähigkeit, Antwort zu geben, kaum zu; jedenfalls nicht seiner eigenen: «Nein, ich bin nicht auf Antworten aus, sie erregen mein Misstrauen. Ich optiere für die Frage, für die Kritik ... für den Typus von Schriftsteller, der Fragen und in Frage stellt.» Und dann konkret von der Macht sprechend: «Nein, mich ergreift kein freudiger Schauer angesichts der Macht, ich finde sie abscheulich, wo immer sie beansprucht oder erlistet, erkämpft, erzwungen oder wohl erworben sei. Das Ach, das sie enthält, und die Nacht, auf die sie sich reimt, das ist sie: Der Seufzer und die Finsternis in unserm Leben.» Ähnlich lautete das Schlussgedicht der *Träume*, dessen letzte Zeile wir oben als Motto setzten: «Nein, schlaft nicht, während die Ordner der Welt geschäftig sind! Seid misstrauisch gegen ihre Macht, die sie vorgeben für euch erwerben zu müssen! ...»

Eichs Rang als Lyriker ist unbestritten und wird es auch bleiben. Den grössten Einfluss hat er aber zweifellos als Hörspieldichter: Über Eichs Stellung in der Geschichte des Hörspiels sind sich dessen Historiker einig. Gerhard Prager sieht mit vielen andern in den *Träumen* «die Geburtsstunde des Hörspiels». Dies war (und ist wahrscheinlich noch heute) für manche ein Affront gegen *Draussen vor der Tür* von Wolfgang Borchert, dem sie diese Stellung gerne zugestehen wollen. Heinz Schwitzke unterstützt Pragers Urteil und begründet es ausführlich (was ihn nicht hindert, das Stück selber als ein schwächeres innerhalb Eichs Gesamtwerk zu charakterisieren). Borcherts Hörer fühlten sich angesprochen, weil sie ihm zustimmen konnten. Und diese Haltung blieb für Hörspielproduzenten und -konsumenten lange Zeit bestimmend. Aber Eich forderte den Hörer heraus, er verlangte die Auseinandersetzung: «Wahrscheinlich bewirkte gerade die Leidenschaftlichkeit, mit der die Herausforderung der *Träume* von der Majorität abgelehnt wurde, dass sie bei der Minorität, auf die es ankam, Nachfolge fand und die Hörspielkunst der Nachkriegszeit ins Leben rief. Man darf diesen Erfolg unter keinen Umständen formalistisch sehen, wie es oft geschieht, so als hätte Eich nur neue Mittel, interessante Techniken, originelle Sprechweisen erfunden.» Und im Blick auf das Gesamtwerk schreibt Schwitzke: «Es gibt heute nur noch eine vordringliche Aufgabe des schöpferischen Geistes, eine Aufgabe, hinter der alle andern Aufgaben belanglos erscheinen: unermüdlich nach dem Gesetz zu fragen, unter dem wir das Le-

ben behalten oder erwerben werden. Das Bedeutsame am Hörspielwerk Günter Eichs ist, dass er sich dieser Aufgabe stellt.» (Schwitzke, *Das Hörspiel. Geschichte und Dramaturgie*, Köln 1963.) Eich blieb nicht allein mit diesem unermüdlichen Fragen. Man lese, um nur einen Namen zu nennen, Dürrenmatts Hörspiele nach mit ihrer unerbittlichen Frage nach der Gnade, nach der Schuld, der christlichen Demut. Gerade sie belegen, so scheint mir, Schwitzkes These von der Geburtsstunde des Hörspiels mit Eichs *Träumen:* Dürrenmatts *Doppelgänger* endet mit der ungeheuren Zumutung: «Nur wer seine Ungerechtigkeit annimmt, findet seine Gerechtigkeit, nur wer ihm erliegt, findet seine Gnade.» («Seine» steht im Textzusammenhang für «das Hohe Gericht», doch kann man die Begriffe ruhig absolut nehmen.) Das Werk entstand bereits 1946 – ausgestrahlt wurde es erst 1960. Dürrenmatt war zu früh; erst nachdem ein Sender gewagt hatte, Eichs Herausforderung vorzustellen, konnte er nachfolgen, und zudem musste er sich mit dem *Prozess um des Esels Schatten* gewissermassen über das leichter Zugängliche den Weg bahnen, bis mit dem *Nächtlichen Gespräch mit einem verachteten Menschen* die Unerbittlichkeit des Erstlings gewagt werden konnte.

Eich ist es ferner zu verdanken, dass der Dichter (im strengsten Sinn des Wortes, *le poète*, nicht nur *l'écrivain*) sich dem Medium Radio anvertraute, es recht eigentlich als Möglichkeit erkannte, allein durch das gesprochene Wort, an den Hörer zu gelangen. Seit Eich braucht der Hörspieldramaturg nicht mehr ausschliesslich die Bühnenwerke zu bearbeiten und diese damit gleichsam zu kastrieren, indem er sie eines ihrer wesentlichen Elemente, des szenisch-optischen nämlich, beraubt; auch das Akustische ist sparsam eingesetzt: Eich zeigt, dass man mit geringen Geräuschkulissen auskommen kann. Sich allein auf die Sprache verlassen, blieb bisher dem Verfasser von Gedichten vorbehalten; seit Eich gibt es das Gedicht als Hörspiel. Wie wichtig ihm die Sprache ist, hat er selber zum Ausdruck gebracht: «Ich bin Schriftsteller, das ist nicht nur ein Beruf, sondern die Entscheidung, die Welt als Sprache zu sehen.» Es gilt, mit der Sprache die Welt erkennbar zu machen. «Ich schreibe Gedichte, um mich in der Wirklichkeit zu orientieren.» (*Der Schriftsteller vor der Realität*, 1956.)

Sein Hörspiel *Das Jahr Lazertis* hat das bei Eich öfters anzutreffende Motiv der Suche nach der Sprache, ja nach einem bestimmten Wort, zum Thema: Paul hört nachts undeutlich ein Wort; hiess es Laertis? Auf jeden Fall ist es wichtig, denn «für seine Dauer war die Welt verwandelt und begriffen». War der bucklige Laparte gemeint, oder die Lazerten (Eidechsen), welche dieser sammelt? Oder eine weitere Assonanz zu Lazertis, Laertes – und welcher: der Vater des Odysseus oder der Bruder der Ophelia? Schliesslich glaubt er den Leprakranken darin zu erkennen; aber dieser warnt ihn: «Besser übrigens, Sie kämen nicht wieder, als dass Sie einen armen Lazarus behandeln.» Paul bleibt bei ihm, was dann zur Folge hat, dass er in das Krankenhaus La Certosa eingeliefert wird. Obwohl er glaubt, gesund zu sein, bleibt er dort freiwillig. Der Caritas wegen? So kann man vermuten – «aber wessen ist man gewiss? La certitude, die Gewissheit – das ist wie eine Antwort, für die man

die Frage nicht weiss.» Paul wird weiter unter «diesem verdächtigen Wort: Vergessen» leiden und die Welt weder verwandeln noch begreifen können – er findet auf seiner Reise das Wort nicht. Für einen, der «die Welt als Sprache zu sehen» sich entschieden hat, heisst das: er findet den Schlüssel zur Welt nicht.

Eichs Tod fällt in eine Zeit, die dem Optischen immer mehr verfällt. Gerade deshalb ist die Besinnung auf die Sprache und die Aufforderung, der von den Mächtigen «gelenkten Sprache» zu misstrauen (Büchnerpreis-Rede), wie dieser Dichter sie in seinem Werk zu leisten bestrebt war, der für uns wichtige Versuch, die unerbittliche Aufforderung «seid Sand im Getriebe der Welt» zu manifestieren.

Christian Jauslin

Günter Eichs Werk umfasst sechs Gedichtbändchen, den Band Fünfzehn Hörspiele, Frankfurt 1966, denen noch zahlreiche ungedruckte, jedoch öfters gesendete hinzuzuzählen sind. Bibliographie in: Über Günter Eich, edition suhrkamp, Band 407, Frankfurt 1970. Im Oktober 1972 sendete der Südwestfunk Baden-Baden Eichs neustes, bisher ungedrucktes Hörspiel «Zeit und Kartoffeln».

HINWEISE

Theorie und Politik

Der rasch sich entwickelnden Theorie der internationalen Beziehungen fehlt fast durchwegs der konkrete Bezug zur Politik. Diesen Graben zu überbrücken ist das Anliegen des von Raymond Tanter und Richard H. Ullmann herausgegebenen Sammelbandes *Theory and Policy in International Relations* (Princeton University Press, Princeton). Bekannte Wissenschafter präsentieren zunächst Modelle der Erklärung und Vorausschau, die dem «Policy-maker» möglicherweise dienlich sein könnten. Allerdings herrscht hier der Ton selbstkritischer Besinnung vor. Im zweiten Teil folgen Stellungnahmen von im politischen Entscheidungsprozess Tätigen, und zwar nicht, wie leider nur allzu oft üblich, in pauschaler Form («Die Wissenschaft sollte...»), sondern in intensiver Auseinandersetzung unmittelbar bezogen auf die vorhergehenden Beiträge der Wissenschafter. Dass diese Art von Kontakt zwischen Wissenschaft und Politik fruchtbar und zukunftsweisend ist, liegt auf der Hand.

Abrüstung

Das seit 1969 erscheinende *World Armaments and Disarmament Yearbook* des Stockholm International Peace Research Institute hat sich bereits einen unbestrittenen Platz unter den wissenschaftlichen Nachschlagewerken zum aktuellen Geschehen erobert. Der jetzt vorliegende dritte Band ist eine gut dokumentierte und – was als besonders nützlich erscheint – auch durch methodologische Exkurse gestützte Darstellung des Rüstungs- und Abrüstungsgeschehens seit 1970: Schwerpunkte bilden dabei das strategische Wettrüsten und sein Gegenstück, SALT, die Rüstungsverkäufe an Entwicklungsländer und die Probleme des Nonproliferationsvertrags; dieser Abschnitt würdigt auch ausführlich die einzelnen bis heute verfügbaren Kontrollverfahren (Almqvist & Wiksell, Stockholm).